

Rudi's Abenteuer.

Skizze von Julius Freund.

Es war auf der Opern-Redoute. Rudi betrat mit phlegmatischen, schleppenden Schritten durch die Kammerherren-Voge den Saal. Vor einem der großen Spiegel brachte er vermittelst zweier aus der Westentasche geholten Brilletischen seine spärlichen blonden, in der Mitte kegeligen Haare in Ordnung, klemmte das Monocle ins Auge und den Cigare unter den linken Arm, warf einen gelangweilten, hiden Blick von der Straße aus auf die dominoverüllte und schwarzbetrafte Versammlung, die unten wie ein Meer von Tinte durcheinander wogte, und schlenbert dann langsam die Tüfen hinab, um selber ein bißchen mitzuwogen und die stöckelbeschuhten, mastenverhüllten, hochbüßigen Ereignisse an sich herantreten zu lassen.

Die riesigen Räume erstarrten in magischem Nichte, Strauß — der schöne Odi — stand tänzelnd vor seinem Balle und entwarf eine falsche Wälder-Champagner nach der andern, aus den Logen grüßten die hochblütigen Frauen-Geschier, aber trotzdem lag etwas in der Luft — wie ein ungescheures Gähnen.

Ein paar Aristokraten, mehrere reiche Banquieröhne, einige einflussreiche Journalisten und die Schauspieler der besseren Bühnen — das waren beinahe die einzigen, die sich amüßten. Um die wenigen Blumen flatterten die leichtbeschwüngen Redouten-Schmetterlinge in hellen Schauern — alle anderen prominenten abgepaunt, ignoriert, gelangweilt auf und nieder und gähnten.

Rudi gähnte überhaupt viel. Der Bedauerwerthe hatte einen etwas kleinen Intercessenkreis und wenn er nicht im Ballet, auf dem Komplatz oder im Klub war, wußte er gewöhnlich nicht, woran er eigentlich denken sollte und dann gähnte er immer.

Baron! An etwas dachte er doch, und zwar fortwährend, unangeseht, gewohnheitsmäßig, an ein Problem, dessen Lösung vor wenigen Jahren noch so leicht erschien, das dann immer verwidelter und verwidelter wurde und das momentan ins Stadium einer geradezu gödlichen Unlösbarkeit getreten war, an das Problem: „Rudi, wo schiffst Du die Welt her?“

Die letzten neunundzwanzig Tage im Monat sind doch immer die schlimmsten!“ sagte Rudi und seufzte. Rudi trug sich überaus elegant, toujours bien ganté, die spitzesten Lackschuhe und die neuesten Krabattens. Und den schnellsten Frack blieb er die längsten Touren — schuldig.

Rudi's Vierteranten kreditirten ihm Anfangs in der lebenswürdigsten Weise, sie kannten einen gewissen alten Onkel an Schottentrieg, der die einlaufenden Rechnungen — wenn auch mit einigen Donnerwettern — schließlich doch honorirte.

Als der Onkel etwas zäher wurde, wurden die Vierteranten entsprechend kühler und als vor wenigen Wochen die ersten Rechnungen mit Protest zurückkamen, wurden sie kalt, ja gefühllos, trauten sich hinter den Ohren, zuden mit den Weßeln und effluirten die Anträge des Herrn Baron nur noch in sehr geringem Umfang.

Die Situation wurde tragisch und speziell am Tage der Opern-Redoute befand sich Rudi in einer verzweifelten Stimmung.

Er dachte sogar an die Donaur, spielte mit der heidenen Schlafrockschur und prohibite die Flüssigkeit eines in die Wand geschlagenen Wildernagels.

Er hatte am vergangenen Abend sein letztes Geld vertempelt, er war total blank — vor ihm aber lag ein Briefchen, das joeben mit der überaus starken, sonst nur aus Rechnungen bestehenden Post eingelaufen war, ein rosafarbenes, kleines Briefchen, duftend nach Thea Rose, geschrieben von einer zarten, kräftigen Frauenhand, und in dem Briefchen standen die wenigen Worte:

Man erwartet Sie heute Abend um 11 Uhr auf der Opern-Redoute — am Springbrunnen. Schwarze, schwarze Domino — Straußenfächer. Marabout-Jedern im Haar.

In ungeduldiger Erwartung Ihre E. — Rudi sammelte schnell seine wenigen Gedanken. Die Lage war kritisch. Wäre der Ort des Rendezvous wenigstens nicht in so unmittelbarer Nähe des Sacher'schen Buffets gewesen.

Blöthlich sprang er mit einem klüßnen Entschluß auf, schlüpfte in seinen Pelz und verließ die Wohnung. „Geopolstadt, Dominianergasse Nr. 214“, rief er dem Fiacre zu und nach einer Viertelstunde hielt der Wagen vor dem bezeichnenden Hause.

Verständnisfüßig lächelte der Noffelenter — er kannte die kleine Messingtafel rechts vom Eingange, mit ihren wenigen inhaltschweren Worten:

Abraham Sprinzeles im 3. Hof 3 Treppen rechts. Mann bittet, stark zu klingeln.

Als Rudi nach einem halben Stündchen das Haus wieder verließ, war ein anderer Mensch aus ihm geworden. Er sah um zehn Jahre jünger aus, sprang elastisch in den Wagen und rief dem Kutscher sibel zu: „In den Prater bis zum Lusthaus — nachher zum Sacher.“

Dann lehnte er sich behaglich in die Kissen zurück, fuhr zu seiner Beruhigung noch einmal mit der Hand in die rechte Rocktasche und rief sich dann mit dem Daumen einen kleinen Tintenflck von Zeigefinger.

Wo — zum Kuck! — mag nur der Tintenflck hergekommen sein? — — — — — Rudi stand am Springbrunnen „wo die weißen Wasser plätschern“ — ein moderner Men — und wartete. Trotz aller Blästrtheit konnte er sich einer leisen Ansehung nicht erwehren.

Seiner ganzen äußeren Erscheinung wegen gehörte er zu denen, die von den Abenteurern nicht gesucht werden, sondern denselben im Schweiße ihres Angesichts nachzulaufen müssen, und es war das erste Mal, daß ihm so ein pikantes Blättchen gang unermüdet in's Haus geplatzt kam.

Er nahm es immer und immer wieder aus seinem Westentaschen und betrachtete es mit immer mißtrauischeren Blicken. Sollte es vielleicht doch eine Mystifikation sein?

Er starrte noch immer tiefinnig grübelnd auf das Papier — da jedoch sich auf einmal ein voller, runder Arm unter den seinigen, ein großer Straußenfächer gab ihm einen Klaps auf die Nase und der schwarzseidene Domino mit den Marabout-Jedern lächelte verführerisch: „Verzeih, daß ich Dich in dieser entsetzlichen Hitze so lange warten ließ. Komm, wir wollen ein Eis essen!“

O, meine Ahnung! dachte Rudi; dann führte er die schöne Unbekannte zum Buffet, und wie sie nun an einem der kleinen Tischchen mit der Marmorplatte einander gegenüber saßen, hätte er gern die Hälfte seiner Schulden darinn gegeben, wenn ihm nur eine halbwegs leidliche Gesprächs-Introduktion eingefallen wäre.

Er hüßete mehrmals und wüßte sich mit dem seidenen Tuch den Schweiß von der Stirn. Der schwarzseidene Domino schwieg beharrlich und schien sich an der Verlegenheit des armen Opfers zu weiden.

Die schadenfroh die lustigen Augen aus den Löchern der Halbmaske hervorblitzten! Rudi bekam eine Idee — er begann die Eskarte vorzulesen:

- Erdbeer Himbeer Vanille Orange Ananas Tutti-Frutti.

„Himbeer — Tutti-Frutti — bitte!“ lächelte die Schöne. Der Kellner flog davon und während sie grazios den zuckelndigen Handbühn abstrich, so daß ein kleines, volles Händchen mit entzückenden Grüßchen sichtbar wurde, legte sie hinzu: „Wissen Sie auch, Baron, daß ich meinen unbesonnenen Schritt von heute Morgen beinahe bereue. Mein Gott, was müssen Sie von mir denken! Wie unweßlich habe ich mich benommen!“

Rudi beulte sich, lebhaft zu versichern, daß es nach seiner Anschauung gar nichts Natürlicheres und Wohlwollenderes gäbe, als daß junge Damen wildfremde Herren durch parfümierte Bilet-doux auf die Opern-Redoute beistellen.

„Mein, Nein!“ unterbrach sie ihn — „ich weiß nur zu gut, daß ich Unrecht gethan habe! Aber Sie würden mir verzeihen, wenn Sie wüßten, ein wie aufrichtiges und — gerechtfertigtes Interesse mich an ihre Person bindet.“ Ihre reizende Stimme dämpfte sich zu einem weichen, wehmüthigen Timbro — „wir stehen in näheren Beziehungen zu einander, Baron, als Sie ahnen.“

„Wie? — In näheren Beziehungen?“ Er starrte sie mit offenem Munde an und ließ als Zeichen des höchsten Erstaunens das Monocle fallen. Inzwischen war das Eis gebracht.

Sie verneigte den silbernen Löffel dort, wo sie die meisten Fruchtstücke bemerkte, melancholisch in den Eisberg, küßte die Spitzenverlängerung der Halbmaske und schob die süße Kiblung in einen leinen bremsnetzen Mund, aus dem mindestens zweieinhalb prächtige, blanke, elsendenweiße Zähnen hervorblitzten.

Rudi wurde ganz bestürzt. Er hatte sich eben entschließen wollen, die ganze Affaire von der besseren Seite und kein elegantes kleines vis-a-vis als — na, etwa als kleine Schauspielerin aufzutreten — und nun auf einmal diese seltsamen, unbegreiflichen Andeutungen?

„Wie? — In näheren Beziehungen?“ wiederholte er und klemmte das Monocle wieder in's Auge. „Zawohl! Als ich vor einigen Tagen Ihren Onkel, den Baron Verla, sprach —“

Die Kleine brach plötzlich ab und schlug sich mit dem großen Fächer auf den kleinen Mund — jetzt hätte sie sich beinahe verrathen.

Rudi verlor vollkommen die Fassung. Das Abenteuer wurde interessant. Er zerbrach sich den Kopf, um irgend einen kleinen Anhaltspunkt zu finden; er ließ alle Erinnerungen der letzten Wochen zehn Mal Revue passiren und endlich durchblüßte es ihn wie eine Erleuchtung.

Sein Onkel hatte ihm mehrfach erzählt, daß sich eine junge, als ungemein excentrisch bekannte Wittve, die Frei-frau von Sallberg, lebhaft per distance für ihn interessire und seine Bekanntheit zu machen wüßte.

Sie war millionenreich und der Onkel hatte in seiner massiven Weise gehüßert, er könnte da ein großes Glück machen, wenn er nicht — so ein Dampf wäre! Rudi überkam auf einmal ein Gefühl des unbegrenztesten Respektes vor seinem interessanten vis-a-vis.

Wenn sie es wäre! Wenn sie sich vorgenommen hätte, ihn unerkannt zu prüfen — wenn — — — Er vermochte den klüßnen Gedanken kaum weiter zu denken.

In den Romanen hatte er viel von den leichtsinnigen Cavalieren mit den edlen Herzen gelesen. Er konnte auch edel sein, wenn es unbedingt notwendig war. Herr Gott! Wenn er das wenigstens gleich hier — vor ihr — beweisen, wenn er zum mindesten mit eigener Lebensgefäher ein Kind retten könnte — aber auf Redouten gibt es leider keine Kinder.

Güthlich lächelte er sich. „Sie kennen also meinen Onkel?“ fragte er zaghaft. „Zawohl“, hauchte sie, „da ich mich nun doch einmal verrathen habe. Wissen Sie, daß er sich sehr über Sie beklagt?“

„Ja, meine Gnädige, und nicht mit Unrecht!“ Rudi seufzte tief und veruchte sein Gesicht in tragische Falten zu legen — er war bereits ganz in seiner Rolle: „Ich wüßte ein Mittel, Sie gründlich zu kuriren, Herr Thunichstaut!“

Rudi wüßte die Ohren. „Sie müßten heirathen! Warum machen Sie es Ihrem Freunde, dem Grafen Roy, nicht nach? Als er sich kürzlich vor seiner Hochzeitzeit von mir verabschiedete. (Sie ist es! Sie ist es!) jubelte es in Rudi), da strahlte er förmlich vor Glück und Zufriedenheit. Und der war noch viel toller als Sie. Nun, was antworten Sie mir darauf?“

Rudi wüßte absolut nicht, was er darauf antworten sollte — aber er hatte während des Winters fünf Mal im Burghtheater den „Attache“ mit Somenthal in der Titelrolle gesehen und begann nun die Autoren in geradezu unverdächtigster Weise zu beschlen.

„Ich glaube nicht“, citirte er und veruchte dabei in Ton und Geberde Somenthal's Monogalnce zu imitiren, „ich glaube nicht, daß es eine Frau giebt, die gottverlassen genug ist, mich zum Manne zu nehmen.“

Diese Antwort schien seiner Dame außerordentlich zu imponiren und in ihr das Verlangen nach einer intimiren und ungeführteren Unterhaltung zu wecken, als sie hier im Gewoge der Redoute möglich war.

Sie erhob sich. Wir wollen dieses Thema noch eingehender besprechen, bester Baron, aber nicht hier unter den vielen Menschen, in der unerträglichsten Luft. Wenn es Ihnen recht ist, verlassen wir den Saal und foupiren draußen beim Sacher — da sind wir ganz ungestört und können uns so recht von Herzen ausprechen.“

„Ihr Wunsch ist mir Befehl, meine Gnädige!“ Sie schmiegte sich eng an ihn, als sie sich durch die wogende Menge einen Ausgang bahnten und ein Gefühl glücklichen Stolzes besetzte Rudi.

Er triumphierte und kannte sich selber an. „Veni, vidi, vici“ dachte er — ein zweiter Cäsar. Fünf Minuten später sahen sie in der Chambre séparée beim Sacher.

Rudi nahm sein Portefeuille heraus, um auf einem Blat des Notiz-Buchs selbst das Menu zusammenzufstellen. Darinn war er Meister — er ließ sich das niemals nehmen.

Da geschah etwas Sonderbares. Kaum hatte die Donna das gefüßte Portefeuille erblickt, als sie es ihm aus der Hand nahm und mit dem lebensschäftlichen Tone verpaltener Eiserfüß fragte: „Das Geschenk einer Dame, einer Ihnen theuren Dame — nicht wahr?“

„Aber ich schmeide Ihnen, theuerste . . .“ „Schwören Sie nicht! Büßen Sie lieber!“ Aus einer Tasche des Portefeuilles guckte ein Fünfzig-Guldenchein heraus. Sie zog denselben gänzlich hervor, schwenkte ihn mit den Fingerpitzen hin und her und fragte lächelnd: „Für meine Arme?“

Rudi hüßte — aber nur einen Augenblick. „Sie will mich prüfen“, sagte er sich — „große Ziele verlangen große Opfer“ — und offerirte ihr noch eine zweite Banknote.

Mit einer graziosen Handbewegung wehrte sie ab. „Gott bewahre! Ich darf Ihre Großmüth nicht mißbrauchen.“



